

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 23

Artikel: Pfingstgrün und Pfingstblumen
Autor: J.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

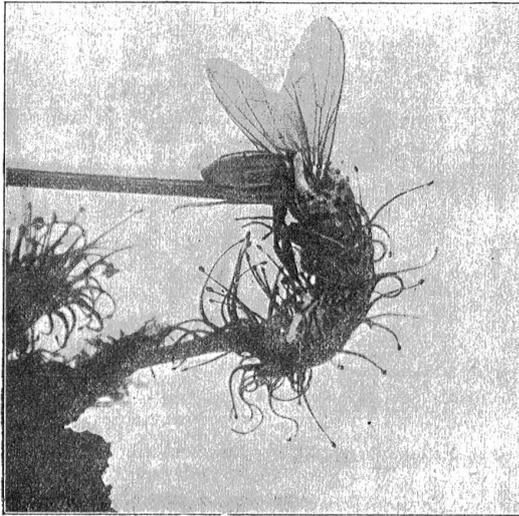
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Insekten auf einander gegenüberliegenden Blatteilen gefangen worden, so neigen sich die Haare jeder Blatthälfte dem näher liegenden Tierchen zu. Sobald das gefangene



Blatt vom rundblättrigen Sonnentau hält die Bliege stärker fest.

Tierchen tot ist — Verstopfung der Atemlöcher durch den Schleim kann den Tod infolge Ersticken beschleunigen — erfolgt seine Verdauung. Die Drüsenhärchen sondern einen eiweißlöslichen Stoff ab und gleichzeitig eine Säure, welche das Aufkommen von Bakterien und damit das Verfaulen verhindert. Wir finden hier den gleichen Vorgang wie im Magen des Tieres. Schließlich werden die verdauten Stoffe aufgenommen. Somit besitzen die einfach gebauten Drüsenhaare des Sonnentaublattes eine ans wunderbare grenzende Vielgestaltigkeit in ihrer Tätigkeit: sie nehmen mechanische und chemische Reize auf und leiten sie fort, sie sondern klebrigen Schleim ab und halten damit das Insekt fest, sie sondern Verdauungssäfte ab und nehmen die gelösten Nährstoffe auf.

Der Sonnentau ist nicht die einzige einheimische insektenfangende Pflanze. Zu ihnen gehören auch das Fettkraut (Pinguicula), dessen Blätter, wenn Kleintierchen an ihnen haften geblieben sind, sich vom Rande her einrollen und so das Tierchen festhalten können, bis die Verdauung vorüber ist; ferner der Wasserschlauch (Utricularia), der an den fein zerklüfteten Blättern zu Blasen umgewandelte Blattzipfel trägt, die mit einer kleinen Öffnung versehen sind. Diese Öffnung ist durch eine nach einwärts sich öffnende Klappe verschlossen. Kleinlebewesen des Wassers, wie die Wasserflöhe und Ruderfußkrebse, finden wohl den Eingang in diese Blasenfalle, nicht aber den Ausgang und werden durch eine von dem Bläschen abgesonderte Flüssigkeit verdaut. Schließlich ist noch die Sarracenia zu erwähnen, eine aus Nordamerika stammende Insektenfresserin, die nicht nur in botanischen Gärten häufig gehalten wird, sondern auch an verschiedenen Stellen der Schweiz in Mooren eingebürgert worden ist. Sie besitzt schlauchförmige Blätter von ähnlichem Bau und gleicher Funktion wie bei der Rannepflanze; das Entweichen der hinabgestürzten Insekten wird durch eine unter der glatten Gleitzone liegende Zone von abwärts gerichteten Keulenhaaren noch erschwert. Sarracenia entwickelt keine Verdauungssäfte, aber auch keine Säure, so daß die hineingefallenen und ertrunkenen Tierchen sich zersetzen, worauf die Zersetzungsprodukte aufgenommen werden können.

Welches ist nun die Bedeutung des Kleintierfanges für die Pflanzen? Früher haben viele Forscher die Verdauungsvorgänge einfach bestritten. Durch zahlreiche Untersuchungen sind sie aber sichergestellt. Andererseits hat sich aber auch gezeigt, daß die Fleischnahrung für die be-

treffenden Pflanzen keine unbedingte Notwendigkeit bildet; sie können auch ganz gut leben, wenn man ihnen den Insektenfang verwehrt. Indessen haben Versuche mit Sonnentau ergeben, daß die mit Fleisch gefütterten Pflanzen sich kräftiger entwickeln und größeren Samenansatz aufweisen, so daß also der Insektenfang eine Art Ergänzungsnahrung bildet. Dies wird begreiflich, wenn wir berücksichtigen, daß die kleintierfangenden Pflanzen meist auf mageren, nährstoffarmen Böden leben. Gerade der Sonnentau, eine Hochmoorpflanze par excellence, bietet dazu die beste Illustration; auch der Wasserschlauch lebt im nährstoffarmen Wasser oder in den Tropen sogar epiphytisch auf Bäumen. Solchen Pflanzen ist jede Verbesserung der Ernährungsverhältnisse willkommen. Wie ihre wunderbaren Einrichtungen entstanden sind, wissen wir allerdings nicht. Eine Erläuterung der Möglichkeiten, die der gegenwärtige Stand der Forschung für ihre Erklärung bietet, würde zu weit führen. Jedenfalls dürfen wir nicht an bewußte Erfindungen der Pflanzen denken.

W. L.

Pfingsten.

Das Fest der Pfingsten kommt im Hall der Glocken,
Da jauchzt in Frühlingschauern die Natur;
Auf jedem Strauch des Waldes und der Flur
Schwebt eine Ros' als Flamme mit Frohlocken.

O Geist, der einst in goldnen Feuerflocken
Aufs Haupt der Jünger brausend niederfuhr,
Von deinem Reichtum einen Funken nur
Hernieder send' ihn auf des Sängers Locken!

Ich weiß es wohl, nicht würdig bin ich dein;
Doch hast du nie die Tugend ja gemessen,
Der Glaube zieht, die Sehnsucht dich allein.

Der Armen hast du nimmermehr vergessen,
Du lehrtest in der Fischer Hütten ein,
Und an der Sünder Tisch bist du geseffen.

Emanuel Geibel.

Pfingstgrün und Pfingstblumen.

„Maiengrün, Blütendüfte,
Ringsum Frühlingsherrlichkeit,
Lenzesjubil in den Lüften,
Das ist selge Pfingstzeit.“

Zur Pfingstzeit gehört seit uralter Zeit der Pfingstmaien. Bei uns ist die Sitte, Haus, Zimmer und Hof auf Pfingsten mit grünem Laubwerk zu schmücken, zwar vielerorts in Abgang gekommen. In Deutschland kennt man diesen Brauch, auch in den nordischen Ländern. Dieser alte und schöne Brauch hat wohl zur Grundlage den Psalm 118, Vers 27: „Schmüdet das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars“, wenn man ihm nicht, wie die meisten Forscher, altheidnische Bedeutung zumessen will. Zum Pfingstgrün verwendet man vor allem die Zweige der weißrindigen Birke. Junge Birken stellt man auch ins Zimmer, in den Hof, um die Brunnen. Junge Burschen stellen am Vorabend vor Pfingsten Birken vor das Kammerfenster der Herzallerliebsten. In Thüringen ist die Birke durch die Tanne ersetzt und das „Maientannli“ kennt man auch bei uns, nur wird es nicht am Pfingstamstag, sondern am 1. Mai errichtet. Hoffmann v. Fallersleben besingt in einem Lied das Pfingsthäumchen:

„Mebers Jahr, zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.“



Masingen. Von S. Sreudenberger.

Einige Forscher glauben den Ursprung dieser Sitte, das Haus zu Pfingsten mit Maien zu schmücken, im uralten heidnischen Baumkultus erblicken zu müssen, der aufkam, als der Ackerbau Eingang gefunden hatte. Da versinnbildlichte wohl das junge Grün die ungeheure Wachstumskraft der Natur.

Zum Pfingstgrün gehören auch die Blumen. Und da möchten wir vor allem von einer Blume sprechen, die in unsern Gärten gehegt wird und die um Pfingsten ihre Knospen öffnet. Es ist die Pfingstrose mit ihren schönen, tiefroten Blüten, die gleich Feuerkugeln aus dem kräftigen Blattbuschwerk leuchten. Die wildwachsende Pfingstrose wächst unseres Wissens nur in einigen Gegenden Böhmens und im Orient. Sie hat keine gefüllten Blumen und gehört in die Klasse der Hahnenfußgewächse. Neben den herausgezüchteten gefüllten roten Pfingstrosen gibt es auch weiße und gelbe und in China besitzt man sogar eine Art in Baumform mit viel größeren Blüten, die zudem nicht geruchlos sind. Die Pfingstrose hat eine recht interessante Geschichte und es lohnt sich, diese einen Augenblick zu verfolgen. Im Altertum und im Mittelalter gehörte die Pfingstrose mit ihrem fremden Namen „Paeonie“ zu den meistgeschätzten Heilkräutern, der man eine sehr große Heilkraft zuschrieb und für alle möglichen Krankheiten empfahl. Söhns berichtet uns in „Unsere Pflanzen“, daß die Griechen den Namen der Paeonie von Paeon herleiten, dem Beinamen des allheilenden Gottes Appollo. In Homers „Ilias“ vernehmen wir im fünften Buche, wie Diomedes mit Hilfe der Pallas Athene den Kriegsgott Ares verwundete. Der Arzt Paeon heilte ihn mit der Paeonia. Endlich sei daran erinnert, daß die Pflanze in Paeonien in Macedonien wild

wächst. Die Wurzeln wurden gegen die Gicht verwendet und wohl daher kommt der jetzt noch mancherorts gebräuchliche Name Gichtrose. Allerdings mußte man sich beim Einsammeln der Heilpflanzen an gewisse Riten halten. So war es verboten, tagsüber zu pflücken, denn die Pflanze ward dem Spechte heilig, welcher dem Einsammler die Augen aushakte, so er's sah. Ueber diesen Aberglauben berichtet uns u. a. ein Schüler des großen Aristoteles Theophrast, der von 322—287 v. Chr. lebte: „Es wird aber wohl nicht ohne Grund vorgeschrieben, man solle die Paeonie bei Nacht ausgraben, denn wenn man bei Tage darnach grübe, dabei von einem Specht gesehen würde, so erlitt man ein Unglück.“ Den Samen der Pfingstrose trug man als Amulette gegen die Zahnschmerzen und hing sie Kindern um, damit sie leichter zähnen. Der Philosoph Avicenna berichtet, die Paeonie werde zur Vertreibung von Gespenstern und Geistern, zur Heilung von Geisteskranken verwendet, banne damit Hagelwetter, vernichte den Getreiderost. Das Mittelalter gab dieser Allerweltsblume hochtönende Namen wie Königstrose und Benediktinerrose, „weil mit vielen Tugenden begabt“. Ein mittelalterlicher Kräutergewaltiger vergleicht sie sogar mit dem Gehirn: „Es ist dies eine sehr schöne Blume, ihr Purpur ist sehr ansehnlich und ihre Blätter sind prächtig. Die Knospe der ganzen Blume hat, wenn sie noch verschlossen ist, eine Gleichheit mit dem Hirnschädel des Menschen in Ansehung der Nähte und Aederchen, welche in die Hirnhäute gehen. Wenn die Blumen bald aufgehen wollen, so öffnen sie erstlich das äußere Hirnhäutchen, welches die Hirnschale vorstellt, zeigen also eine besondere Uebereinstimmigkeit mit demselben.“ Die Verfasser der mittelalterlichen Kräuterbücher empfehlen die Blume übereinstimmend

gegen Apdrücken, Sicht, Weulen, Fieber, Leibschmerzen, Zahnschmerzen, Gelbsucht, Pest, Fallsucht, „welche Krankheit sie vermittelt ihrer besonderen ihr innewohnenden Kraft heilet“. Heute allerdings ist die Pflanze aus der Liste der Heilkräuter gestrichen und lediglich Zierblume, als solche aber mit Recht immer noch beliebt. Möge sie auch zur diesjährigen Pfingsten in unsern Gärten leuchten, Freude erwecken und manch trübem Menschenherz zur frohen Pfingstfreude beitragen.

J. M.

Herr Nörgele.

Wer Hab und Gut ohne das Herz veredelnde Zwecke zusammenscharrt, ist wie ein Hund, der Beine zusammenscharrt, die er nicht frisst.

Pestalozzi.

Er war Junggeselle und heute, an seinem sechzigsten Geburtstagsmorgen, trotz Reichtum an Geld und Häusern, in der denkbar schlechtesten Laune. Wie manchmal schon hatte er der alten Gret, seiner Haushälterin, gesagt, er könne frisches Brot nicht ertragen, und nun setzt sie ihm heute ganz heißes, nicht einmal gutgebadenes vor. Und der Kaffee erbärmlich fade.

Mit dieser Nummer Gret muß er endlich mal abfahren, oder ihr wenigstens tüchtig die Meinung sagen.

Wie er aufsteht, um sie in der Küche zu suchen, ertönt die Etageklingel. Grete öffnet, und herein drücken sich zwei muntere kleine Buben. Ihnen folgt die Mutter. Wohnungsfucher! Der Herr vermietet aber nur an kinderlose Leute, wie er in den Tagesblättern verkündet. „Also, warum kommt sie denn?“ fährt er die Frau an, „und schleppt noch die zwei Buben mit?“ Sie läßt sich nicht so schnell abweisen. Die Kinder habe sie mitgenommen, damit der Herr sehe, wie lieb und herzlich sie wären.

Hellauf lacht der Alte. „Kenn das! Werden sein wie andere: Schreihälfe, Polsterkerle, Dreckschlepper! Sehens mal diesen Haufen Schnee, den sie hereingebracht! Nein, nein, Frau! Geb' Sie sich keine Mühe! Ich müßt ein Narr sein!“

Damit schiebt er alle drei zur Türe hinaus.

„Kann man gesund sein bei solchem Aerger!“ brummte der Mann, „erst die Grete und nun auch noch diese einfüßige Gans da!“

Wie er den noch nicht aufgeräumten Frühstückstisch sieht, schüttelt es ihn vor Ekel. Die Haushälterin schlurpft herein. Sie bringt die Sache in Ordnung, während ein arges Donnerwetter über sie ergeht.

Nach dieser Entladung hüllt Herr Nörgele den ergrauten Kopf in eine wollene Schärpe, nimmt den Briefkastenschlüssel und geht hinaus. Mit den dünnen Fingern streicht er dem Treppengeländer entlang, ob wohl abgestaubt sei. Er mustert jeden Tritt und die Türvorlagen nach Spuren von den zwei abgezogenen „Schlingeln“.

Der Briefkasten ist gesteckt voll Postfächer, und wie dann Herr Nörgele im bequemen Lehnstuhl oben zu lesen beginnt, da hellt sich sein Blick allmähig auf. Er darf zufrieden sein. Wieder ein günstiger Kaufabschluß, und höhere Dividenden noch als letztes Jahr! Er schmunzelt vergnügt in sich hinein und überblickt seine Finanzen. Großartig! Und die Häuser alle in bestem Zustande — kein Spektakel darin — nur kinderlose Familien — spiegelglatte Parquetböden — tadellos erhaltene Tapetenwände — keine Bleistiftschmörkel oder Griffelindrücke von Lausbuben herührend — pünktliche Zinsen bei sehr hohen Mietpreisen — brillanter Ueberschuß alljährlich — schwer Geld auf den Banken!

Und doch — und doch! Vor etwas hängt es Herrn Nörgele: Wenn er bald sterben müßte — weg von all dem — und er hat nicht Frau, nicht Kind, die sein Besitztum antreten würden, keine näheren Verwandten mehr. Sein Hab und Gut bekämen Leute, die ihre Zugehörigkeit zu seinem Stammbaum kaum beweisen könnten. Er stöhnt. Schon längst ist sein Magen nicht recht in Ordnung. Kein

Medikament will helfen. Ob wohl die Grete mit ihrer Kochkunst schuld daran ist?

Daß er so allein steht auf der Welt! Auf Fremde angewiesen! Eine rührselige Stimmung befällt ihn plötzlich. Er denkt an seine Jugendzeit, an schöne Familienfeste mit blumengeschmückter Tafel, an Liebe, frohe Gesichter, die längst erloschen sind. — Was könnte er tun, um seinem heutigen Geburtstage etwas Glanz zu geben — einen schwachen Abglanz jenes „Einst“?

Eine Stimme will sich regen in ihm: Gehe hin zu den Armen und gib von deinem Ueberfluß. Doch diese Stimme will er nicht hören. Weggeben von dem, was er rastlos gesammelt, oder redlich ererbt hat? Unmöglich! Es sollen andere auch sehen, wie sie durchkommen!

Aber das könnte man schließlich machen: wieder einmal in die „Traube“ gehen und mit einem alten Jachfreund eine gute Flasche trinken.

Und er geht hin und kommt am Abend frohgemut nach Hause. Fort ist der böse Schatten, der ihn so oft verfolgt. Warum sollte er schon sterben? Wegen dem Bissel Magendrücken? Hirngespinnste! Jung ist er eigentlich noch für einen Mann. Nur die Weibsbilder serbelen frühzeitig ab. Kann er nicht die Siebenzig erreichen? — die Achtzig? — die Neunzig sogar? — mit seiner Energie? Diesen dummen Magen wird er etwa noch meistern können!

Aber — er konnte es nicht. Mit jeder Woche wurde das Uebel schlimmer. Armer Mann! Was soll dir nun helfen? Dein Geld? — Kann es dir nur eine einzige gesunde Stunde verschaffen? Nein! Und bitter ist diese Erkenntnis für ihn.

Oft sah man ihn später bei herrlichem Sommerwetter in Decken und Tücher eingewickelt, fröstelnd, das Gesicht gelb und eingefallen, am offenen Fenster seiner Parterrewohnung sitzen.

Eines Tages sieht er Kinder auf der Gasse spielen, ganz in seiner Nähe. Und sie singen: Freut euch des Lebens! Wie diese jubelvollen Töne aus Kindermund ihn packen, an seine verknöcherte Seele pochen und eine längst verrostete Saite darin erbeben lassen! — Er weint.

Und da — einem plötzlichen Impuls folgend, winkt er einen Buben heran! „Kommt alle herein und singt mir noch eines! Ich gebe jedem einen Zehner!“

Die Kinder schauen ängstlich zu dem Alten hinüber und tuscheln: „Ist das nicht der Mann, der die Kinder nicht leiden mag?“ Doch der Zehner lockt und ins Haus hüpfen sie alle. Sie läuten ungestüm, so daß die Gret erschrocken an die Türe eilt und vor Staunen fast umfällt. Kinder!

Und das Singen hebt an, jugendfroh und frühlingduftig. Es füllt den düstern Raum mit Sonnenschein, mit Luft und Freude. Der Kranke im Lehnstuhl lacht unter Tränen.

Herr Nörgele hatte noch eine längere Leidenszeit zu bestehen und das tat er tapfer. Ruhe und Friede waren über ihn gekommen. Kein irdischer Gewinn, nicht Geld und Gut lockte ihn mehr.

Als dann einmal im Herbst nach stürmischer Nacht die Platanenallee vor des Kranken Haus entlaubt dastand, sank auch er dahin — ein welkes Blatt.

Ein welkes? — nein! er lebte wieder auf unter den Menschen. Kurze Zeit nach seinem Tode wurde bekannt, daß er mit einer lektwilligen Verfügung alle seine Häuser der Stadt geschenkt habe, als Unterkunft für kinderreiche Familien, die sonst nirgends eine Wohnung finden. M. J.

Reminiszenz.

Wenn Ihr an Ort und Stelle ankommen wollt, pflegte Jean Jacques Rousseau zu sagen, nehmet die Postkutsche. Aber wenn Ihr spazieren gehen wollt, dann geht zu Fuß. Das Automobil hat die Postkutsche ersetzt. Nichts kann aber das Wandern zu Fuß ersetzen. R. B.